

Der Strand der Städte

Leben als Lust, als Spannung, aber Leben auch als Zwang, als Zwang zur Natur und zur Unnatur, vor allem Leben als Ausdruck, als Ausdruckszwang und Ausdruckslust – es stellt sich mit Terror und Leidenschaft, mit Ekstase und Elend auch heute noch nirgend reiner dar als in den großen Städten, wo sich in Stein und Fleisch und in Traum und Alptraum die Zivilisationen zergliedern und zerstören.

Verfeinerung und Entnervung, Abenteuer und Angst, Rausch und Verrohung: nur in den Cities, in den Riesenstädten allein begegnen wir der Psyche unserer Epoche. Auf der Kippe zwischen Ekstase und Verstörung, zwischen Zauber und Zirrhose, in den Neonzonen zwischen dem neuen Morgen und der finalen Umnachtung kitzelt und liebkost uns diese Psyche, sie verführt uns und sie opfert uns, aber bevor sie uns opfert, fordert sie uns auch: Leben ist nicht alles, Leben ist nichts, wenn es nicht Rebellion ist.

Unter dem Pflaster – der Strand, die Rebellion von 1968 (die uralte Menschenrebellion) (denn nichts ist neu auf der Erde) hat keinen schöneren Ausdruck gefunden als in diesen wenigen Worten. Vom Pflaster zum Strand hat sie es freilich in den Metropolen nicht bringen können, dort eher vom Horror zum Terror; aber wären auch die Energien meiner Generation in jenem Aufflackern schon erloschen (sie sind es beileibe nicht), man müßte uns doch zugestehen: wir haben den Traum getragen, wir haben ihn weitergereicht.

Das Pflaster und der Strand, der Strand der Städte, auch ihr Strandgut, die Besessenen und die Berauschten, die Gäste im Café Nirwana und die Pensionisten im Desasterhotel, die ewigen Stromer und die verströckten Träumer, die Dämonen der Nacht und die Dichter in der Dämmerung mit und

ohne Damen, sie sind Landschaft und Bewohner meiner Phantasien und meiner Erfahrungen, die, es muß gesagt werden, literarische Phantasien und literarische Erfahrungen sind: denn zwischen Bild und Realität, um mit T. S. Eliot zu sprechen, fällt (und fiel für mich seit ich lesen kann) machtvoll der Schatten, und der Schatten ist für manchen gewiß manches, er ist für mich Literatur.

Es klingt vielleicht heute etwas abgeschmackt, trägt nicht zum sozialklimatisierten Status der ›Literaturproduzenten‹, ›Wortverwerter‹ und ›freien Autoren‹ bei und paßt schon mal gar nicht mehr in das Weltbild gewisser smarterer oder für smart sich haltender Kulturproduktionsbürokraten und ›Meta-Künstler‹ (O. Wiener), aber ich halte den Künstler, den Schriftsteller nach wie vor für einen Aussätzigen, sich selbst Aussetzenden, außerhalb und mit dem Rücken zu jedweder Gemeinschaft und Gesellschaft Stehenden. Natürlich steht er auch in Zusammenhängen, auch der Penner, der Narr, der Affe im Zoo stehen in Zusammenhängen, aber es sind nicht familiäre, herdenverwaltungstechnische, gar geistige Zusammenhänge, sondern Zigeunerweisen und Vaganteninstinkte, die das Leben in den Randzonen zusammenhalten, wenn es denn durchaus zusammengehalten zu werden wünscht. Auf die Dauer wird sich auch die kapitalistische (wie schon heute die staatssozialistische) Gesellschaftsordnung solche sich absondernden, negierenden, dem vorwärtsdrängenden Ganzen suspekten Charaktere, ihre Produktionen, im einzelnen auch ihre physischen Existenzen, nicht leisten wollen, vielleicht nicht leisten können. Wo Kunst noch elementare Rebellion ist und aus dem Innern übers Äußere wieder nach Innen drängt, steht sie dem Wachstum, auf dem, wie man uns erklärt, der Fortbestand der Zivilisation allein noch ruht, direkt im Wege. Gewünscht werden dann – allen-

falls – noch Meta-Kunst, Medienkunst, Medienliteratur, Medienmetastasen, die Richtung ist jedem klar, der gelegentlich aus dem Fenster des dahinrasenden Zugs einen Blick riskiert, und diesem Blick eröffnen sich dann allerdings keine Pflaster und keine Strände, sondern die Müllhalden der Bewußtseinsindustrieverwaltung, und es leuchtet kein Mond in der finsternen Nacht, sondern der Fernsehsatellit von der Company Big Brother & Co. Volle Fahrt voraus! Und am Morgen dann die Putzkolonnen zum Abkratzen der Ausgeflipten von den Gleisen des Fortschritts. »Unmöglich, von Vernunft zu sprechen auf hoher See!« (Thomas Bernhard, Immanuel Kant, eine Komödie)

Die Figuren, die ich in den Artikeln dieses Bandes zu schildern versuchte, sind solche Bewohner der Randzonen. Ob Gomez, der Trinker am Hamburgerstand auf dem Hollywood Boulevard, oder Joseph Roth im Hotel Foyot, mit dem Pernod auf dem Tischchen und den Heften mit dem letzten Roman, ob der sprachlose Indianer im Keg'n Bottle in Great Falls/Montana oder Grave Digger und Coffin Ed auf der Suche nach der weißen Wahrheit in der schwarzen Hölle Harlems, ob Jack Kerouacs verzweifelter ›Caca, die Welt ist Caca‹ über der letzten Bierdose in St. Petersburg/Florida oder der Nachtwächter Ibrahim mit seinem Kifbeutel in der Abenddämmerung der Bucht von Tanger – sie, die literarischen Figuren und die Erfinder literarischer Figuren, sind allesamt Bewohner meiner Phantasien und Erfahrungen, meiner Welt, vielleicht sollte ich sagen: meiner Gegenwelt. Vielleicht nicht jedem zugänglich, sicher nur selten präsentabel, sind sie doch, wie Jimmy Dean, »genau wie er und genau wie du«: sie sind Brüder.

Wo, wenn nicht am Rand der großen Städte, auf dem Pflaster, das den Strand bedeckt, sollten wir ihnen begegnen? Wo

hätten wir sie nötiger? Wo, wenn nicht in unserer Phantasie, ist der Ort, an dem ihr Schatten Bild und Realität verschmilzt? Und wann, wenn nicht jetzt, in diesem Augenblick, sollten wir sie suchen, unsere Brüder am Strand der Städte?

Jörg Fauser (1978)

Abdruck und jeder Form der Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlags.

© Alexander Verlag Berlin 2006

info@alexander-verlag.com

www.alexander-verlag.com

www.joergfauser.de